UNSER HEER

HERAUSGEGEBEN VOM OBERKOMMANDO DES HEERES

2. JAHRGANG . FOLGE 17

BERLIN, 17. AUGUST 1943

Die Binde vor den Augen des Feindes:

NEBELGRANATEN

GROSSES VOLLFÜHREN IST SCHWER, ABER DAS SCHWERERE IST: GROSSES BEFEHLEN!

NIETZSCHE

DER GROSSE ZUSAMMENHANG

DIE EUROPÄISCHE ABWEHR IM OSTEN UND SÜDEN

Die vergangenen Sommer dieses weltentscheidenden Krieges haben sämtlich im Zeichen deutscher Angriffe und Vormärsche gestanden; der des Jahres 1943 jedoch steht im Zeichen der europäischen Abwehr im Osten wie im Süden. Nach langem Warten und Zögern sind die Feinde des Abendlandes, die Engländer und Amerikaner, und dann auch die Sowjets, gemeinsam zum Generalangriff angetreten, nachdem die Westmächte 1941 und 1942 die Sowjetunion ohne wesentliche Kampfunterstützung die Hauptlast des Krieges hatten tragen lassen. Mit dem Aufgebot einer starken militärischen Übermacht in Afrika, wo sie die Masse ihres Kriegsmaterials zusammenzogen und einsetzten, dann aber auch durch den von langer Hand vorbereiteten Verrat in Französisch-Nordafrika haben sie seit dem 7. November 1942 trotzdem noch über sieben Monate gebraucht, um sich die Basis zu schaffen, von der sie nun den Süden Europas angreifen. Am 10. Juli hielten sie die Zeit zum Großangriff für gekommen.

Weder unseren Soldaten noch unserer Führung war diese Entwicklung überraschend. Bei der englischen und amerikanischen Art war es naheliegend, daß sie, wenn sie sich endlich zum Angriff gegen Europa entschlössen, die ihrer Meinung nach schwächeren Stellen der europäischen Küstenverteidigung wählen würden. Es war dabei nicht zu vermeiden, daß sie zuerst die Initiative auf ihrer Seite hatten und daraus Vorteile ziehen konnten. Aber die Lage begann sich bereits in dem Augenblick wieder zu klären, nachdem wir übersehen konnten, wo und mit welchen Kräften der Generalangriff gegen die Küsten Europas erfolgte. Denn selbstverständlich mußten vorher alle Möglichkeiten ins Auge gefaßt werden und unsere Kräfte für alle Fälle und an den verschiedensten Stellen bereit gehalten werden. Entscheidend werden also nicht die feindlichen Anfangserfolge, sondern die Tage und Wochen sein, wenn unsere herangeführten Kräfte mit den gelandeten Engländern und Amerikanern zusammentreffen.

Die erwarteten Angriffe der Engländer und Amerikaner gegen Europa bestimmten natürlich auch unser Handeln im Osten. Auch dort hatte der Feind schon seit Monaten einen neuen Großangriff vorbereitet. Vor allem hatten, wie wir wußten, die sowjetischen Panzerkräfte eine Auffrischung und weitere Vermehrung erfahren. Schwerpunkte des feindlichen Aufmarsches, die auf Angriffsabsichten mit operativen Zielen von großen Ausmaßen schließen ließen, begannen sich vor allem im Süden, am Mius und am Donez, im Raum von Bjelgorod und um den Orelbogen abzuzeichnen. Nach den früheren Erfahrungen konnte kein Zweifel an der brutalen Tatkraft der Sowjets bestehen, mit der sie diese Angriffe vorbereiteten. Außerdem lag es nahe, daß sie versuchen würden, nunmehr gleichzeitig mit den Engländern und Amerikanern anzutreten. So war sich also die deutsche Führung frühzeitig darüber klar, daß dieser Sommer den Generalangriff bringen werde. Sowohl die fortgesetzten Terrorangriffe gegen die Zivilbevölkerung im deutschen Westen und in Italien wie die verdächtige Ruhe im Osten, wo die Sowjets in den letzten Monaten ja nur vergeblich gegen den Kubanbrückenkopf anrannten, mußte man wohl in diesem Sinne deuten. Wir nützten die Zeit, um zu arbeiten, — und zwar an der Front wie an den Küsten und in den Rüstungsbetrieben. Nach dem Willen des Führers sollte dem starken Material des Gegners noch besseres Material entgegengeworfen werden. Vor allem hatte die Panzerproduktion auf seinen Befehl eine starke Vermehrung und Verbesserung erfahren, wobei unter der Leitung des Generalinspekteurs der Panzerwaffen, des Generalobersten Guderian, alle Fronterfahrungen ausgewertet wurden. So wurde vor allem die Produktion des „Tiger"-Panzers vorangetrieben, der sich sämtlichen Feindkonstruktionen überlegen erwiesen hatte. Weitere neue Panzertypen und panzerbrechende Waffen wurden geschaffen, während in den von uns besetzten Küstengebieten unter Hochdruck der schwere Ausbau der Küstenbefestigungen vollendet wurde. Auf dem Balkan wie hinter der Ostfront wurde die Zeit genützt, um entschlossen mit dem Bandenunwesen aufzuräumen. So kann man wohl sagen, daß dank der Initiative der deutschen Führung alle Kräfte zusammengefaßt worden sind, um dem deutschen Soldaten die besten Abwehrbedingungen für den bevorstehenden Kampf um Europa zu verschaffen.

An den Seefronten mußten wir abwarten. Es gab dort keine so sicheren Zeichen für Ort und Umfang der möglichen feindlichen Angriffe wie an den Landfronten. Im Osten konnte man handeln, dem Feind zuvorkommen und die Initiative an sich reißen, bevor er uns seinen Willen aufzwang. Das ist denn auch mit starker Durchschlagskraft geschehen.

Nicht zum Zweck neuen Vormarsches in die unendlichen Weiten der Steppe, sondern zur offensiven Abwehr sind wir am 4. und 5. Juli im Raum von Bjelgorod und südlich von Orel angetreten und in den feindlichen Angriff hineingestoßen. Es gelang dabei, nicht nur starke Feindkräfte zu fesseln, sondern auch seine Panzer bald so vernichtend zu treffen, daß in nicht einmal vierzehn Tagen allein im Raum von Bjelgorod die der Stärke von zwölf feindlichen Panzerkorps entsprechende Panzermasse vernichtet wurde. Dazu wurden in dieser Zeit über 32 000 Gefangene allein in diesem Abschnitt eingebracht. So ist der Aufmarsch der feindlichen Massen von Anfang an empfindlich getroffen worden. Seitdem hat die Zahl der an der Ostfront weiterhin abgeschossenen Sowjetpanzer an einzelnen Tagen die Rekordhöhe von einem halben Tausend in vierundzwanzig Stunden erreicht.

Die schweren Kämpfe im Osten halten an. Manche unserer Divisionen hatten und haben den Ansturm einer oft zehnfachen Übermacht auszuhalten; denn der Feind hat alle seine Menschen- und Materialreserven mobil gemacht, um den Durchbruch zu erzwingen und unsere Ostfront zu zerbrechen. Er trifft jedoch heute auf ganz andere Verhältnisse als in den vergangenen Wintern, auf feste Stellungen und anrollende Reserven. So hat er an vielen Stellen seiner Massenangriffe überhaupt keine Erfolge erzielen können, an anderen nur örtliche Einbrüche und einigen Geländegewinn unter blutigen Verlusten. Wo er antrat, oft unter schwerem Trommelfeuer, haben sich die Standhaftigkeit und der Kampfgeist des deutschen Soldaten, vor allem des Infanteristen, wieder erwiesen. So hat der Juli besonders im Süden der Ostfront große Abwehrerfolge gebracht, durch die zahlreiche Feindverbände vernichtet wurden. Weiter im Norden, wo seine Einbrüche tiefer waren, mußte an manchen kritischen Tagen schwer gerungen werden, um den Durchbruch des Feindes zu verhindern. Im ganzen gesehen aber wurden in den heißen und schwülen Julitagen dieses Jahres an der Ostfront die anfangs übermächtigen Feindverbände mächtig dezimiert. Das markanteste Beispiel dafür sind neben dem raschen Dahinschmelzen der feindlichen Panzerwagen — schon nach dem 20. Juli waren an der gesamten Ostfront über 4800 Feindpanzer abgeschossen — die hohen Verluste der feindlichen Luftwaffe. Sie trat an den Schwerpunkten der Angriffe in den ersten Tagen stets mit starken Verbänden auf, aber regelmäßig ist es dann unseren Jägern wie der Erdabwehr gelungen, den Luftraum wieder freizukämpfen. So ging die Zahl der abgeschossenen Feindflugzeuge bald wieder in die Tausende.

Sehr viel schwieriger gestaltete sich aber der Kampf um Sizilien auf der Erde wie in der Luft. Vor allem die schwere feindliche Schiffsartillerie machte den Verteidigern zu schaffen, ebenso wie die rollenden feindlichen Luftangriffe. Doch konnte der feindliche Schiffsraum laufend vernichtend getroffen, bald Hunderttausende von Tonnen versenkt werden. So ist es wohl möglich, daß mit der Zeit das Nachschubproblem für die Engländer und Amerikaner ähnlich brennend wird wie seinerseit für uns in Afrika, wobei es natürlich auf gleichbleibende, unnachgiebige Härte der Abwehr ankommt. Der Verteidigung Europas kam außerdem im Juli zugute, daß sich die Versenkungsziffern der U-Boote in einer Aufwärtsbewegung befanden. Die Versenkungen von Luftwaffe und Kriegsmarine zusammen haben jedenfalls eine neue Höhe erreicht.

Kann man mit der Abwehr den Krieg gewinnen? Diese Frage werden sich in diesem Sommer wohl die meisten deutschen Soldaten stellen. Man kann ihn auch gegen starke Übermacht siegreich beenden, wenn ein überragender Mann die Kräfte seines Volkes zugleich kühn wie bedacht und überlegt anzusetzen und die des Feindes entsprechend abzunützen weiß. Das hat der Siebenjährige Krieg bewiesen. Er hat in seiner ersten Phase die glänzenden Siege von Roßbach und Leuthen, dann in seiner zweiten nach schweren Rückschlägen die Zeit erfolgreicher Abwehr gebracht, bis ihn die dritte Phase erneuter Siege über die geschwächten und matter gewordenen Feinde glücklich beendete. Die gleiche Zuversicht leitet uns auch in diesen schweren Abwehrkämpfen. Dank unserer Kriegskunst und Kriegserfahrung und des hohen Kampfwertes des deutschen Soldaten kann die Zahlen- und Materialüberlegenheit des Feindes aufgewogen werden oder rasch wieder dahinschmelzen. Es gilt nur, weiterhin hart zu bleiben und mit den vorhandenen Kräften, die die Kräfte eines großen und kriegsentschlossenen Volkes sind, hauszuhalten.

Dieser Erfolg wird freilich noch viel von den deutschen Soldaten an den europäischen Abwehrfronten verlangen. Die Aufgabe, uns der Sowjets und der zahlreichen Engländer und Amerikaner zu erwehren, ist schwer. Aber sie ist nicht schwerer als jene, die wir in den vergangenen Jahren gelöst haben, weil wir uns auf die Abwehr vorbereiteten. Jedenfalls sind die Julikämpfe vor allem im Süden der Ostfront bereits ein erfolgreicher Auftakt großer Abwehrerfolge geworden.

Hauptmann Dr. Wilhelm Ritter von Schramm



In der Zeit vom 5. bis 19. Juli wurden in den harten Angriffs- und Abwehrkämpfen an der Ostfront 45 172 Gefangene eingebracht, 4827 Panzer durch Verbände des Heeres, der Waffen-ſſ und Flakartillerie der Luftwaffe abgeschossen und mehrere hundert weitere Sowjetpanzer durch fliegende Verbände der Luftwaffe vernichtet. Außerdem wurden 2201 Geschütze sowie 1080 Granatwerfer erbeutet oder vernichtet. In der gleichen Zeit wurden 2344 Sowjetflugzeuge abgeschossen. Auch bei den Kämpfen auf Sizilien sind die Feindverluste sehr hoch. Wenn auch noch kein zusammenfassendes Ergebnis aus den bisherigen Kämpfen vorliegt, so geben doch die an einzelnen Tagen veröffentlichten Abschußzahlen der Luftwaffe einen Begriff. Der Wehrmachtbericht verzeichnet



„Stukas zu Fuß“

VOM EINSATZ DER MÄNNER MIT DER BORDEAUXROTEN WAFFENFARBE

Die Nebeltruppe ist voll motorisiert und mit geländegängigen Fahrzeugen ausgerüstet. Als Heerestruppe untersteht sie der obersten Führung direkt und wird von ihr in den Schwerpunkten des Kampfes eingesetzt. Die Werfer der Nebeltruppe gehören zu den modernsten Waffen des Heeres. Aus ihnen können Nebel-, Brisanz-, und Flammgranaten geschossen werden. Die Stärke dieser Waffe liegt in ihrem überraschenden Einsatz und dem durch keine andere Waffe erreichbaren Massenfeuer.

Das Schießen von künstlichem Nebel in überraschendem und anhaltendem Einsatz hat den Zweck, feindlichen Waffen und Beobachtungsstellen die Sicht zu nehmen, das Feuer des Feindes zu lähmen, seine Kampfführung zu behindern und die eigene Truppe der feindlichen Beobachtung zu entziehen. Durch den Einsatz von Nebel kann die Abgabe gezielten Feuers durch die Waffen des Feindes unterbunden werden, so daß seine Artillerie und schweren Waffen ohne Beobachtung schießen müssen und das System der feindlichen Abwehr gestört wird. Der Feind ist gezwungen, seine Munition ins Ungewisse zu verschießen; auch kann er durch Scheinvernebelungen über die eigene Absicht im unklaren gehalten werden. Durch Verwendung von Nebel können die Artillerie und die schweren Waffen wesentlich entlastet werden und so ihr Feuer an entscheidender Stelle zusammenfassen.

Für die Zugrichtung des Nebels ist die herrschende Windrichtung entscheidend. Wenn der Nebel längere Zeit erhalten bleiben muß, wird er durch dauerndes Nachschießen von Nebelgranaten genährt. Besonders erfolgreich kann der Einsatz von Nebel bei Annäherung an den Feind in einem offenen Gelände sein, da durch ihn dem Gegner die eigenen Bewegungen verborgen werden. Ebenso kann durch Nebeleinsatz die Wirkung feindlicher Flankierungswaffen stark herabgesetzt werden. Das Übersetzen über Flüsse ist manchmal überhaupt nur unter dem Schutze von Nebel möglich. Beim Loslösen vom Feind können die eigenen Verluste auf ein Mindestmaß herabgesetzt werden, da der Feind oftmals die eigene Absetzbewegung erst erkennt, wenn der Nebel wieder verschwunden ist und die Bewegungen bereits durchgeführt sind.

Die große Feuerkraft der Werfer der Nebeltruppe ist für das überraschende und schlagartige Errichten einer Nebelwand entscheidend. Denn der Feind kann nur dann durch den Einsatz von Nebel überrascht werden, wenn dieser unmittelbar vor den geplanten eigenen Bewegungen erfolgt und der Nebel schnellstens an der Stelle liegt, an welcher er dem Feind die Sicht nehmen soll.

Der Masseneinsatz von Brisanzmunition soll auf begrenzten Räumen ungedeckte lebende oder hinter behelfsmäßigen Deckungen befindliche Ziele zerschlagen. Auch hier liegt die Stärke der Nebeltruppe in einem überfallartigen Massenfeuer auf Flächenziele. Sie wird hierin von keiner anderen Waffe erreicht. Durch dieses Massenfeuer können die feindlichen Reserven und die gegnerische Artillerie oftmals mit einem einzigen Feuerschlag vernichtet werden. Wenn es gelingt, vor einem feindlichen Angriff die Bereitstellungen des Gegners zu erkennen, kann der gegnerische Angriff durch einige gut liegende Salven Sprengmunition schon im Keime erstickt werden.

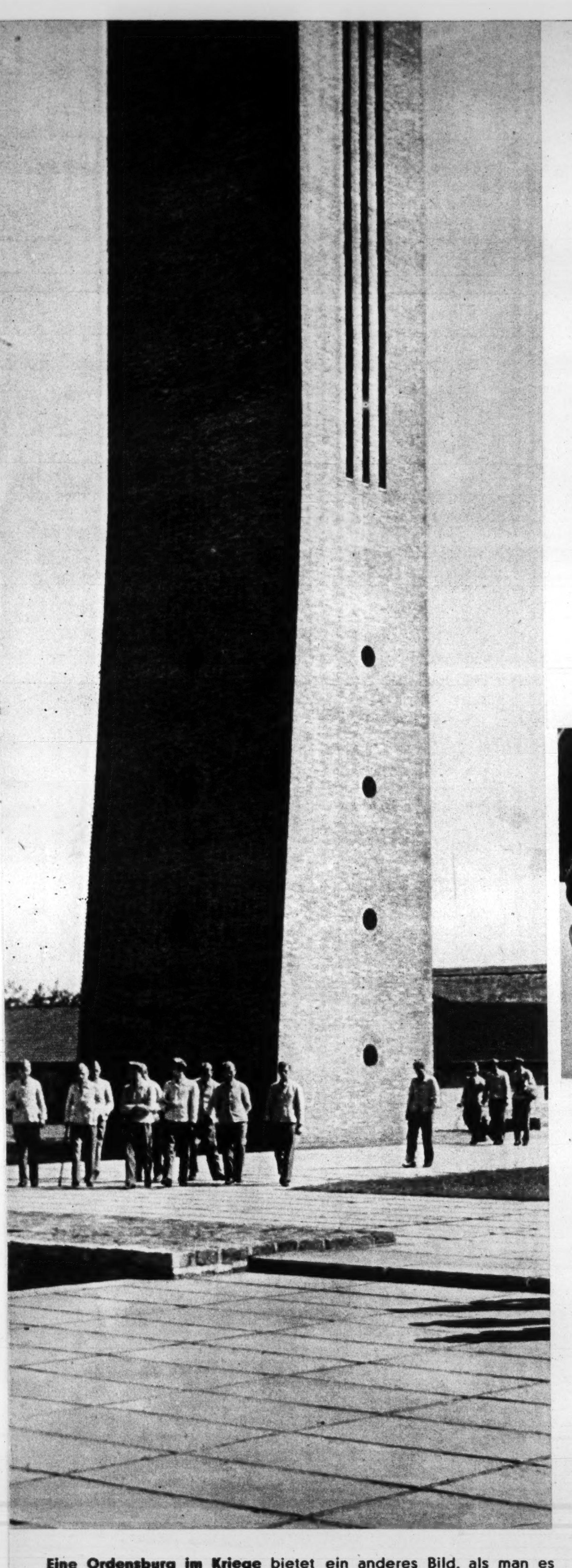
Auch beim Einsatz der Brisanzmunition ist die Wahrung der Überraschung wichtig. Die Feuerschläge müssen daher sorgfältig nach allen vorhandenen Unterlagen vorbereitet werden. Wenn die eigene Infanterie unmittelbar nach einem Feuerüberfall nachstößt, findet sie oft nur noch geringsten Widerstand beim Gegner.

Der Einsatz von Flammunition dient zum schlagartigen Inbrandsetzen wichtiger feindlicher Stützpunkte. Diese Munition ist besonders in Rußland von großer Bedeutung, da sich die Sowjets immer wieder in Dörfern und Wäldern festsetzen und daraus mit anderen Waffen kaum vertrieben werden können. Da in Rußland die meisten Häuser aus Holz gebaut sind, gelingt es durch Schießen mit Flammunition, den Feind aus seinen brennenden Deckungen zu vertreiben.

Die Nebeltruppe ist mit Werfern von mittlerem und schwerem Kaliber ausgerüstet. Der große Vorteil der Werfer der Nebeltruppe gegenüber allen anderen Waffen ist der, daß das Gewicht der Waffe im Vergleich zu dem Gewicht der verschossenen Munition gering ist und daher die Werfer in jedem Gelände in Stellung gebracht werden können. Eine Munitionssalve wiegt ungefähr dasselbe wie der Werfer selbst. Das Nachladen der Werfer bei erfolgtem Abschuß geht bei der guten Schulung der Kanoniere sehr schnell vor sich, und es können dadurch geschlossene Feuerschläge in Abständen von einigen Sekunden aufeinander folgen. Alle diese Vorteile wurden durch eine völlig neuartige Konstruktion der Munition und der Waffen erreicht.

Die Nebeltruppe, die seit dem Beginn des Rußlandfeldzuges immer an den Schwerpunkten der Angriffskämpfe (Sewastopol, Kertsch, Welikije Luki, Woronesch, Stalingrad, Kaukasus) und Abwehrkämpfe eingesetzt sind, hat oftmals wesentlich zur Entlastung der eigenen Infanterie durch das Zerschlagen der überlegenen russischen Menschenmassen beigetragen. Wie sehr die Truppe bei der Infanterie geschätzt ist, geht daraus hervor, daß sie überall bei ihrem Erscheinen freudig begrüßt wird und daß die bordeauxrote Waffenfarbe allen Landsern bekannt geworden ist. Der Infanterist gibt den Waffen, die ihn in seinem schweren Kampfe helfen, immer irgendwelche, das Wesen der Waffe zum Ausdruck bringende Beinamen. So wurden die Werfer der Nebeltruppe von den Grenadieren als die „Stukas zu Fuß“ oder auch als die „Heuler“ nach dem tiefen Orgelton der Granaten bezeichnet. Jede schwere Waffe kann nur eine Hilfswaffe für die Infanterie sein. Diese Aufgabe, dem deutschen Infanteristen in seinem schweren Kampfe geholfen zu haben, hat die Nebeltruppe in ihren bisherigen Einsätzen bestens erfüllt.

Leutnant Dr. Zellner



KÄMPFER *bleiben!*



„UNSER HEER" BESUCHT VERSEHRTE KAMERADEN AUF DER NS-ORDENSBURG „DIE FALKENBURG AM KRÖSSINSEE"

Aufnahmen von Ltn. Bauer

Unteroffizier Hermann Mayer a[illegible]dem gleichen Lehrgang war nach den Feldzü[illegible] in Polen und Frankreich Kommandant eines P[illegible]rkampfwagens in Rußland. Durch Granatspl[illegible]wurde er Ende 1941 schwer verwundet und beh[illegible]ine Versteifung des Schultergelenks und des [illegible]ten Ellenbogens zurück. Mayer wurde 1916 ge[illegible]ren, besuchte die Volksschule, Oberrealschul[illegible] und war bis zu seiner Arbeitsdienstzeit Kaufmann. Als HJ.-Führer und später ehrenamtlich im Parteidienst tätig, wird er jetzt dafür geschult, später eine Dienststelle verantwortlich zu führen.

Unteroffizier Karl Winter, den wir auf dem Sommerlehrgang der Ordensburg trafen, gehört dem I. R. 134 in Wien, der jetzigen Reichsgrenadierdivision Hoch- und Deutschmeister, an. Beim Überschreiten der Weygand-Linie wurde er 1940 an der Somme schwer verwundet. Er trägt eine Prothese am rechten Unter[illegible]rm. 1914 in Wien geboren, besuchte er die [illegible]lks- und Handelsschule und war bis zum K[illegible] kaufmännischer Angestellter. Jetzt ist er nac[illegible]rschlag seines Gaues Führeranwärter und [illegible]päter im Parteidienst tätig sein.



Eine Ordensburg im Kriege bietet ein anderes Bild, als man es von den Tagen des Friedens her kennt. Damals verbrachten hier die Ordensjunker das erste Jahr ihrer Ausbildung, die auf den Burgen Vogelsang an der Eifel und Sonthofen im Allgäu fortgesetzt wurde. Seit Kriegsbeginn aber stehen alle Ordensjunker im Felde, einige Hundert gaben bereits ihr Leben in diesem Schicksalskampf. Die Männer, die jetzt den gewaltigen, aber in seinen Formen doch schlichten Bau tief im Pommernland beleben, haben den Krieg von seiner härtesten Seite her kennengelernt — es sind Kriegsversehrte, von denen sehr viele das goldene Verwundetenabzeichen neben ihren sonstigen Auszeichnungen tragen. Auf Vorschlag seines Heimatgaues kann jetzt jeder Kriegsversehrte — auch wenn er nicht der Partei bisher angehört hat — zu diesem Lehrgang für Führeranwärter der NSDAP. berufen werden, der jeweils etwa ein halbes Jahr umschließt. Hier eröffnet sich für den versehrten Frontkämpfer die Möglichkeit, eine umfassende Ausbildung zu erhalten, die ihn auf seine spätere Tätigkeit als Mitarbeiter in der Ortsgruppe, der Kreisleitung, bei Eignung auch in einer Gauleitung vorbereitet.

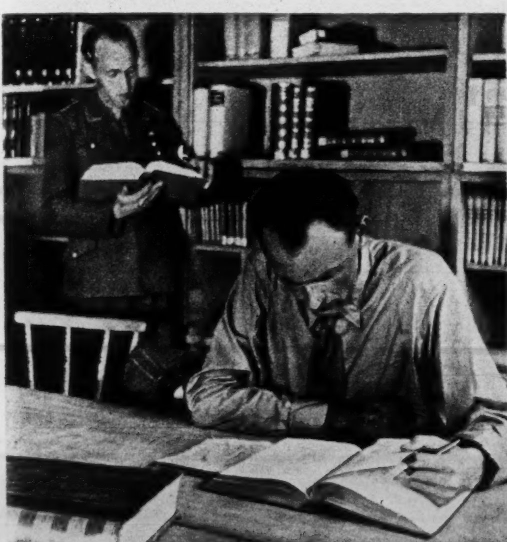
Körperliche Sicherheit durch sportliche Schulung. Die Prüfung für das Versehrten-Sportabzeichen ist der Höhepunkt der sportlichen Ausbildung. Durch Rudern, Schwimmen, Wettlauf und Ballspiel werden alle Schwierigkeiten, die sich anfangs bei künstlichen Gliedern zeigen, sicher überwunden. Sportgeräte aller Art stehen reichlich zur Verfügung.



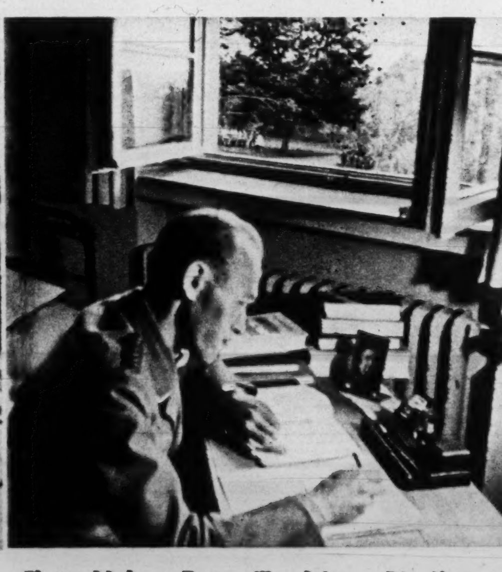
So fing es an ... Aus Soldaten werden Führeranwärter. Auf Kammer findet der große Wechsel der Uniform statt. Die Soldatenuniform bleibt im Besitz des Versehrten.



Die tägliche politische Aussprache ... Im Beisein des Kameradschaftsführers, der gleichzeitig auch Ausbilder ist, kommt es oft zu anregendem Meinungsaustausch.



Arbeit an sich selbst. Es ist kein trockenes Wissen, das hier verlangt wird. Das fühlt bald jeder. In kameradschaftlicher Gemeinschaftsarbeit hilft einer dem anderen.



Einen kleinen Raum für sich ... Die Kameradschaft wohnt zusammen, aber Betten und Spinde sind so gestellt, daß jeder sein Reich nach Geschmack ausgestalten kann.



Auf dem Wege zum Hauptvortrag. Er findet täglich einmal, oft auch zweimal vor allen Führeranwärtern statt. In ihm sprechen politische Führer, Politiker, Universitätsprofessoren und Männer des deutschen Geisteslebens über alle Fragen und Probleme der Gegenwart und Zukunft. Später — im kleinen Kreis der Kameradschaft — wird das Gehörte noch einmal durchgesprochen und erhärtet. Die Männer werden dann nach einem halben Jahr noch einmal einer Beurteilung unterzogen. In der langen Zeit des Lehrganges mit allen seinen offenen und verborgenen Klippen, in der bewährten Kameradschaft der Frontsoldaten hat es sich besonders gezeigt, ob der Führeranwärter einmal ein politischer Führer werden kann, wie er in Zukunft in Krieg und Frieden sein muß.

/IM VISIER:

DIE SORGE UM ZUHAUSE

Wir müssen offen miteinander reden, so wie es unter Kameraden üblich ist. Dort im Nordwesten und im Westen unserer Heimat ist heute Frontgebiet mit allem Schweren, aber auch it allem Hohen, was sich mit diesem Begriff verbindet. Manch einer, der mit frohem Herzen von der Front in Urlaub fährt, muß die tiefe Freude des Wiedersehens mit den Lieben teilen mit der bitteren Tatsache, daß er nun nicht in die Geborgenheit der Heimat kommt, sondern vom Kriege wieder mitten hinein in seine härtesten Formen. Wer möchte einem solchen Kameraden übelnehmen, daß er mit schwerem, sorgenvollem Herzen wieder an die Kriegsfront fährt? Vielleicht hat ihn sogar persönlicher Verlust an Lieben oder Hab und Gut getroffen. Es gibt sehr viele unter diesen Kameraden, die diese Dinge vom Standpunkt und mit den Augen des Soldaten sehen. Es gibt auch wenige, die alles nur vom Persönlichen betrachten und die sich von seelisch Gepeinigten und Mutlosen anstecken lassen. Wir wollen uns die ersteren zum Vorbild nehmen. Sie sagen uns, daß dieser Krieg im Heimatfrontgebiet für unsere Volksgenossen unmenschlich hart, bitter und leidvoll ist; sie sagen uns ohne Beschönigung, daß deutsche Städte teilweise Ruinenfelder geworden sind; sie sagen uns dann aber wieder — man merkt am Ton der Worte, daß sie Überzeugung sind —, daß diese schwergeprüfte Heimat aufrecht steht und kämpft und innerlich in der Haltung und in den Taten der Front ganz nahe gerückt ist.

Wer alles, was im Heimatfrontgebiet sich abspielt, mit offenen Augen, innerer Anteilnahme und doch nüchterner Beurteilung mit erlebt hat, der weiß, daß es nur eine Wahl gibt: Wir müssen hindurch und sei es noch so schwer, weil sonst das Ende grausam wäre. Denn ein Feind, der einen solchen Krieg gegen die Zivilbevölkerung kaltlächelnd und zynisch führt, wird niemals Gerechtigkeit, geschweige denn Großmut kennen. So wie die Pflicht von uns verlangt, im Sturm nicht einzuhalten, wenn neben uns ein Kamerad fällt, wenn auch das Herz noch so weh tut, so müssen wir auch unbeirrbar sein, wenn der Krieg in unser persönlichstes Leben eingreift. Keiner von uns, der oftmals dem Tod ins Auge sah, ist an offenen Kameradengräbern weicher geworden, selbst wenn die Tränen kamen; der Hader mit dem Schicksal um das Leben des Kameraden wurde dann stets zum Haß gegen den Feind. So muß es auch heute sein, wenn wir den Blick zur Heimat wenden, oder wenn schlimme Nachrichten von dort zu uns dringen.

Die starken Seelen müssen führen in der Heimat und an der Front. Denn der totale Krieg wird nicht nur auf dem Kampfplatz der Waffen ausgefochten, sondern ist auch ein immerwährender Ansturm auf die Seelen. Die Wirklichkeit im Heimatfrontgebiet ist einerseits so schlimm, daß es schon ein Verbrechen ist, sie noch zu übertreiben, wie es gerüchteweise unverantwortlich vielfach in mündlichen Berichten oder auch in Briefen noch geschieht; es ist nicht gut, dem allen unbedenklich das Ohr zu leihen. Berichte gar von dritter oder vierter Hand, oder Briefe, geschrieben unter dem unmittelbaren Eindruck des Geschehens, sind oft gefärbt und werden der Wirklichkeit nicht gerecht. Wer das Leid und die Not sah und erlebte, hat die Verantwortung dafür, andere nicht anzustecken, und denen, die wider besseres Wissen lügen, schärfstens entgegenzutreten. Nichts soll verheimlicht, aber auch nichts übertrieben und nur ins Negative abgewandelt werden. Denn wir wissen, daß alles getan wird, um das Los der Schwergeprüften zu erleichtern und die gerechte Vergeltung herbeizuführen. Gerade wir Soldaten wissen, daß ein Schlag, der sitzen soll, nicht aus dem Handgelenk geschüttelt wird, sondern mit aller Sorgfalt vorbereitet werden muß.

Der Feind urteilt nur nach dem Maß und der Kraft des vorhandenen Widerstandes. An uns Soldaten ist es, dort, wo unter der augenblicklichen Last des Krieges der innere Widerstand zu erlahmen droht, die Herzen wieder emporzureißen. Wir müssen darum unsere Herzen noch stärker machen, damit wir Glauben und Kraft von uns noch abgeben können. Im heldischsten Volk wird es auch immer Mutlose und sogar Feiglinge geben. Sorgen wir Soldaten dafür, daß die Mutlosen aufgerichtet, die Feiglinge aber verachtet werden.



SMG 42 in Feuerstellung

VON DER Totenorgel ZUR Nervensäge

Das Maschinengewehr ist heute die Krone aller Infanteriewaffen. Es erfüllt alle Anforderungen, die in bezug auf Schützensicherheit, Treffgenauigkeit, genügende Reichweite und rasche Schußfolge gestellt werden. Das ist das Ergebnis einer Entwicklung, die besonders seit dem ersten Weltkrieg schnell fortgeschritten ist. Doch reichen die ersten Gedanken und Pläne um ein mechanisiertes Gewehr bedeutend weiter zurück. Schon im 15., 16. und 17. Jahrhundert suchten Deutsche, Franzosen, Spanier und Italiener nach einer Waffe, aus der man in rascher Folge hintereinander „Kugeln" verschießen konnte. Auch der Name Leonardo da Vincis ist mit diesen ersten Versuchen verknüpft. Als dann diese mannigfachen Bemühungen zu einer gebrauchsfähigen Waffe geführt hatten, setzte in allen Staaten sogleich ein noch schärferer Wettbewerb um die Weiterentwicklung ein. Denn man hatte klar erkannt, wie sehr Erfindungen auf dem Gebiete der Waffentechnik für das Volk, das sie hervorgebracht hat, schicksalsbestimmend sein können. Der Wettlauf um das bessere Maschinengewehr, der seit Beginn unseres Jahrhunderts besonders zäh und erbittert ausgetragen wurde, hat mit einem klaren Sieg des deutschen Maschinengewehrs geendet: es hat sich eindeutig erwiesen, daß das deutsche MG 34 von keiner anderen gleichartigen Feindwaffe übertroffen wurde. Das allerneueste Modell eines Maschinengewehrs aber, das deutsche MG 42, ist die Weiterentwicklung dieser waffentechnischen Spitzenleistung auf eine Leistungshöhe, die selbst die Fachleute bisher nicht für möglich gehalten haben.

Wie wir schon andeuteten, ist es nicht so, daß die automatische Feuerwaffe das Werk irgendeines einzelnen ist; an ihrer Konstruktion haben viele Generationen gearbeitet. Das älteste Zeugnis vom Streben nach rascher Schußfolge bei den Handfeuerwaffen finden wir in der Zeit um 1400 in dem ältesten deutschen Werk über Kriegstechnik, dem „Bellifortis" des Konrad Kyeser. Dieser Mann, der wahrscheinlich jener von allen kriegführenden Mächten heiß umworbenen Geheimzunft der Büchsenmeister angehörte, montierte sechs Gewehrläufe mit Luntenzündung auf einen feststehenden Holzrahmen. Damit war eigentlich die Idee des Maschinengewehrs geboren oder doch wenigstens eine Waffe geschaffen, die man als seine Vorläuferin betrachten kann. Die Zuführung einer größeren Anzahl von Kugeln in ein und denselben Lauf war mit den damaligen Mitteln der Technik noch



Ein Revolvergeschütz, *wie es Konrad Kyeser von Eichstätt im Jahre 1405 baute. Sechs Rohre sind um einen drehbaren Zylinder angeordnet*

nicht zu lösen. Der „Hinterlader“ mußte erst erfunden werden. Außerdem war noch eine ganze Reihe verschiedener anderer Probleme zu überwinden. Jahrhunderte sollte es dauern, bis man von Regen und Feuchtigkeit unabhängig war. Noch dreihundert Jahre nach der Veröffentlichung des „Bellifortis“ kann Liselotte von der Pfalz in einem Brief an ihre Tante, die Kurfürstin von Hannover, sich über die Unzulänglichkeit der Feuerwaffe amüsieren, indem sie am 20. Mai 1700 schreibt: „Ich muß Euer Liebden etwas Schönes verzählen, so mein Sohn uns an der Tafel verzählt hat; nämlich etwas, so sie in Flandern gefunden haben an einem Kirchenfenster, wo das Opfer gemalt war vom Isaak. Dieser war auf einen Altar gebunden. Abraham hatte eine lange Muskete am Backen, seinen Sohn zu erschießen. Gott der Vater war in den Wolken gemalt; der gab ein Zeichen an ein klein Engelchen, welches Abraham auf dem Kopf saß. Das Engelchen pißte Abraham auf die Musketenpfann, daß das Rohr nicht losgehen konnte. So wurde Isaak salviert. Der Text unter dem Bilde lautet:

O Abraham, dein Trachten ist umeinsunst,
Dieweil ein Englein dir aufs Zündloch brunst.“

Die Schaffung des Mehrladegewehrs konnte also rein entwicklungsmäßig erst unserem modernen technischen Zeitalter vorbehalten bleiben. Im Dreißigjährigen Krieg wollte man sich bei den Bemühungen um eine größere Feuerkraft schon nicht mehr auf die Kyeserschen sechs Läufe beschränken, sondern baute Dutzende von Läufen neben- und übereinander auf ein Holzgerüst. Die Läufe mußten dann mit der Lunte gezündet werden. Der Soldat nannte dieses Gerät, wohl mehr seines Aussehens als seiner Wirkung wegen, die „Totenorgel“. Gerichtet wurde mit dem ganzen Gerüst, was aber bei der Schwerfälligkeit der damaligen Schlachtordnung nicht schwierig gewesen sein kann.

In dieser gleichbleibenden Entwicklung ging es weiter bis in die Jahre des amerikanischen Bürgerkrieges. Damals wurde in dem belagerten Fort Wagner bei Charlston in Südkarolina eine sogenannte Requa-Batterie eingesetzt: Jedes dieser „Geschütze“ bestand aus 25 gezogenen Gewehrläufen, die nebeneinander in einem eisernen Rahmen montiert waren. Neu an dieser Konstruktion war lediglich der Hinterlader und die Fahrbarkeit der Geräte.

Auch die Mitrailleuse von 1870/71, die „Kugelspritze“ unserer Grenadiere, war ebenfalls noch mehrläufig, wurde aber bereits nach Kriegsende wieder abgeschafft, weil sie zu schwerfällig war und sich auch sonst nicht bewährt hatte. Daß die ganze Weiterentwicklung, von der alten Totenorgel angefangen, endgültig in eine Sackgasse geraten war, aus der sie erst das Mehrladegewehr befreien konnte, beweist am besten die Tatsache, daß die Franzosen den Namen ihres letzten mehrläufigen Gewehres für das neue MG übernahmen.

Das „automatische Gewehr“, also immer noch der Versuch zur Verwirklichung der Idee des heutigen Maschinengewehrs, stammt aus der Mitte der achtziger Jahre. Sein erstes Auftreten in der Öffentlichkeit illustriert ein wichtiges Kapitel der Methoden englischer Außenpolitik. Da London gegen Ende des 19. Jahrhunderts fürchten mußte, daß die von ihm stets geschickt gegen Moskau ausgespielte Türkei sich für die Auseinandersetzung mit Rußland nicht stark genug fühlte, lieferte es der Türkei einige seiner neuen Mehrladegewehre, die damit zum ersten Male auftauchten.



Pfeilschleudermaschine der Römer *für mehrere Pfeilgeschosse. Cäsar befahl für seine gewaltigen Heere den Bau durchdachter und wirksamer Schleuderwaffen*

Zeichnungen von Edwin Grazioli



Im Jahre 1877, bei der Verteidigung von Plewna im nördlichen Bulgarien, schlug der türkische General Osman Nuri Pascha mit diesen Gewehren eine ganze Reihe russischer Angriffe ab und fügte dem Gegner ganz empfindliche Verluste zu, bis er sich dann selbst ergeben mußte. Diese Mehrladegewehre waren aber unhandlich und deshalb zum Angriff nicht geeignet, sie blieben in ihrer Verwendungsmöglichkeit auf die Verteidigung beschränkt.

Das Maschinengewehr, die Urform des heutigen, war inzwischen zu einer jener Erfindungen geworden, die „in der Luft“ lagen. Es handelte sich nur noch darum, welcher der vielen Erfinder, die in allen Ländern an der Arbeit waren, nun die endgültige und gebrauchsfähige Anfangsform finden würde. Da erhielt am 16. Juli 1883 der Amerikaner Hiram Maxim das erste MG-Patent. Er führte sein MG in England vor und siedelte dann ganz nach dort über, weil er in England mehr Unterstützung fand als in seiner Heimat. 1887 folgte er einer Einladung nach Wien.

Die Generalstäbe aller Armeen waren aufmerksam geworden. Ein stilles Wettrennen begann. Drei Jahre lang, von 1889 bis 1892, machte die deutsche Gewehrprüfkommission (die Vorläuferin des Heereswaffenamtes) mit dem Maxim-Nordenfield-Gewehr auf einem Übungsplatz bei Spandau ihre Versuche. Ihr Urteilsspruch lautete: „Für die Verteidigung reichlich kompliziert, für die Offensive völlig unbrauchbar.“

Gegen dieses Urteil ist auch vom heutigen Standpunkt aus nichts einzuwenden. Das Gewehr war tatsächlich zu unhandlich und stellte im Falle eines Angriffes für den Infanteristen nur eine Belastung dar. Aber der Anstoß war gegeben. 1894 erteilte das preußische Kriegsministerium den ersten Auftrag, ein Maschinengewehr zu konstruieren. Es war inzwischen höchste Zeit geworden, wenn man den Engländern ihren Vorsprung wieder abgewinnen wollte; denn diese arbeiteten mit großem Eifer an der Verbesserung ihrer Konstruktion. Genau ein Jahr nach dem erteilten Auftrag wurden die ersten Schüsse aus einem deutschen Maschinengewehr auf die Versuchsscheiben abgegeben.

Deutschland schaltete sich nun mit wachsendem Erfolg in die Entwicklung des MG ein. Bald nach den Versuchen war das Gerät produktionsreif. Die deutschen Waffenschmieden begannen zu arbeiten, und 1914 ging die deutsche Armee mit 3500 hochwertigen Maschinengewehren in den Weltkrieg.

Mit dem MG 08/15 schlug der deutsche Infanterist in vier langen Kriegsjahren alle Schlachten. Er verwuchs mit ihm zu jener gefürchteten Kampfeinheit, die ihn unseren Feinden so überlegen machte. Auch die Reichswehr der Nachkriegsjahre führte noch diese Waffe mit dem wassergekühlten Lauf.

Im Jahre 1933 erhob sich dann die Forderung nach einem MG, das leichter, schneller und treffsicherer sein sollte. Aus den Wünschen der Truppe, den Forderungen des Kriegsministeriums abgestimmt mit den modernen Grundsätzen der Waffentechnik, entstand nach kurzen, schnell abgewickelten Versuchen das Maschinengewehr „MG 34“, der treue Gefährte des deut-

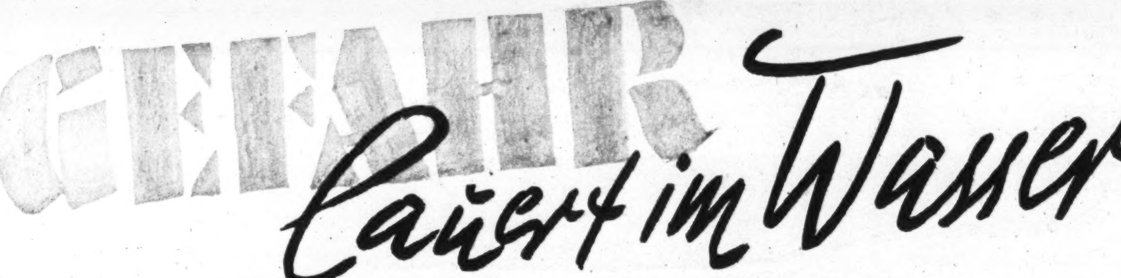
schen Soldaten in den Kämpfen des zweiten Weltkrieges. Durch die neue Konstruktion hat Deutschland mit weitem Vorsprung eindeutig die Führung der Entwicklung dieser Schnellfeuerwaffe an sich gebracht und behielt sie bis zum heutigen Tag.

Vergeblich versuchten Engländer, Franzosen und Russen, dem MG 34 etwas Ebenbürtiges entgegenzusetzen. Es gelang ihnen nicht. Der sicherste Beweis dafür, denn in ihm kommt das Urteil der Front zum Ausdruck: kein deutscher Soldat hat sich jemals aus der reichen Beute der russischen und englischen MG, wenn es die Situation nicht vorübergehend erforderte, mit einem solchen Gerät belastet. Unsere Feinde besitzen kein Maschinengewehr, das so sehr allen taktischen Forderungen der Infanterie entspricht und dabei noch die letzten Möglichkeiten der Technik ausschöpft wie das MG 34. Es hält die Spitze aller Maschinengewehre. Die Briten benutzen heute das Bren-MG mit einer Leistung von etwa 600 Schuß. Es ist ursprünglich keine englische Waffe, sondern ist, wie schon der Name sagt (Brünn-Enfield), eine Umkonstruktion tschechischer Herkunft mit einem sehr großen Aufwand bei der Fertigstellung. Wie die „Times" kürzlich berichtete, erfordert das leichte Bren-MG mit seinen 172 Einzelteilen bis zur Fertigstellung 3174 Arbeitsgänge. Es benötigt sehr viele Sparstoffe, also Messing, Kupfer usw., und hat außerdem eine Hauptkrankheit, die den Engländern in Afrika schon sehr zu schaffen machte: die leichte Verschmutzung der Düse. Das aber verursacht häufig Hemmungen.

Die Sowjets verwenden als MG die Konstruktion Degtiarew. Seine Schußleistung übertrifft um ein ganz geringes die des englischen Bundesgenossen, bleibt aber im wesentlichen im Rahmen von dessen Leistung. Das Gerät ist sehr schwer und hat außerordentlich unhandliche Trommeln zur Aufnahme von Munition.

Diese kurzen Angaben mögen genügen als skizzenhafte Charakteristik der feindlichen Maschinengewehre, deren Leistung, wie wir feststellten, an das deutsche MG 34 nicht annähernd heranreicht. Und trotzdem erhielt die waffentechnische Führung des Heeres erneut den Auftrag, ein noch überlegeneres MG zu schaffen. Das neue deutsche MG hat die Bezeichnung „MG 42" erhalten. Dort, wo es bisher eingesetzt war, bezeichnete es der Feind als „Motormaschinengewehr" oder „elektrisches Maschinengewehr", weil ihm die unerhörte Feuergeschwindigkeit und Tragweite immer neue Rätsel aufgab. Der Landser nennt es kurz und bündig mit dem ihm eigenen Geschick, neue Worte und Begriffe zu formulieren: „Nervensäge". Das MG 42 besitzt die doppelte Schußfolge wie das alte MG 34 und ist noch weiter entwicklungsfähig, wenn taktische Erwägungen dieses einst verlangen sollten.

Leutnant Neher



Gefahr lauert im Wasser

In vielen der von uns besetzten Gebiete gibt es Krankheiten, die in Deutschland nicht vorkommen, oder nur so selten, daß man kaum von ihnen hört. Das Wort „Cholera" erinnert uns an grausige Geschichten aus dem Mittelalter, Typhus oder Ruhr kennen die meisten auch nur vom Hörensagen, und wenn wir mal in Deutschland kräftige Durchfälle hatten, kamen wir nie auf den Gedanken, daß das etwa ein Zeichen solcher Krankheit sein könne. Andere Krankheiten, wie z. B. Tularämie oder Weilsche Krankheit, sind dem Nichtmediziner völlig fremde Begriffe. Daß diese Seuchen uns so fremd sind, liegt daran, daß wir in der Heimat unter sauberen und hygienischen Bedingungen leben. Wir wissen ja, daß die Erreger dieser Krankheiten mikroskopisch kleine Lebewesen (meist Bakterien) sind, die von dem befallenen Menschen oder Tier aus durch dessen Ausscheidungen oder auf anderem Wege ins Freie gelangen und sich einen anderen Wirt suchen, der dann ebenfalls krank wird und die Keime weitergibt. In einem Lande, in dem sich die Menschen häufig waschen, Wohnungen, Aborte und Straßen sauberhalten, Ungeziefer vernichten, auf Sauberkeit der Nahrungsmittel achten, haben es die Seuchenerreger schwer, den Weg in das Innere eines Menschen zu finden. Nur einigen ganz besonders geschickten Arten, die sich z. B. in die Luft verstäuben und dann eingeatmet lassen, konnten wir noch nicht den Garaus machen. Je weniger hygienisch die Verhältnisse in einem Lande sind, um so mehr Seuchen gibt es und um so mehr können sie sich ausbreiten, um so sorgfältiger müssen also die Soldaten mit ihrer Hygiene sein. Über einen besonderen Punkt dieser soldatischen Hygiene im Feindesland wollen wir hier kurz sprechen.

Die Erreger der oben aufgezählten und einiger anderer Krankheiten können leicht in Wasser geraten. Sei es, daß Tiere, die von solchen Erregern befallen sind, in einen Bach oder Brunnen fallen, sei es, daß menschliche oder tierische Ausscheidungen ins Wasser geraten, jedenfalls findet man häufig im Wasser neben allerlei harmlosen Bakterien und Urtierchen auch solche, die gefährliche Krankheiten hervorrufen. Wasser, das durch Quellen oder Brunnen direkt aus tiefen Schichten der Erde zutage tritt, enthält solche Keime nicht, aber wer kann schon auf den ersten Blick sehen, ob er wirklich eine Quelle vor sich hat oder nur eine Gesteinsspalte, aus der ein versickertes Wässerchen wieder hervortritt; wer kann sehen, wie tief das Saugrohr einer Pumpe in die Erde ragt? Ein Bach aber, und mag er noch so klar und munter springen, ist immer verdächtig. Tiere haben ihn zum Trinken aufgesucht und ihn verunreinigt. Kranke Tiere sind an ihm verendet, hineingefallen, und während der Kadaver am Uferrand oder Schilf hängengeblieben sein mag, wäscht das Wasser die Parasiten, die ihm den Tod brachten, aus und nimmt sie mit bis an die klare Schöpfstelle, in die wir unseren Becher halten wollten. Noch gefährlicher wäre es natürlich, aus stehendem Wasser zu schöpfen, und gefährlich ist auch die Verwendung von Wasser aus schlechten Brunnen. Im Osten ist nahezu jeder Brunnen schlecht. Wer öfter einen Eimer in den Schacht eines russischen Ziehbrunnens hinuntergelassen hat, braucht keinen Hinweis weiter: Schon die Wand des Schachtes sieht wenig vertrauenerweckend aus, auf der Wasserfläche schwimmt allerlei undefinierbarer Dreck, und wenn man gar mal den zum Eintauchen des Eimers nötigen Schwung beim Herunterlassen etwas zu stürmisch ausgeführt hat, kommt die ganze Herrlichkeit vom Boden des Brunnens in einer tiefen Wolke zum Vorschein. Man freut sich dann, wenn man nur ein paar Spinnen und nicht gleich eine tote Ratte aus dem Eimer zu entfernen hat. Der Ekel, der uns abhält, solch Wasser zu trinken, ist kein Zeichen einer Verweichlichung, sondern ein gesunder Instinkt — in dem Wasser lauern Gefahren! Oft hat das Wasser zudem noch einen unangenehmen Geruch, und manchmal sieht man sofort die Erklärung für das eigenartige Aroma, z. B. dicht bei dem Brunnen einen Misthaufen, von dem die Jauche in den Brunnen sickern kann. Leider sind die Anzeichen für schlechtes Wasser nicht immer so deutlich, und erst die chemische und bakteriologische Untersuchung durch ein Feldlabor ergibt, ob das Wasser genießbar ist oder nicht.

Was kann man nun tun, um Wasser keimfrei zu machen? Das einfachste Mittel ist das Kochen. Es ist meist leicht zu bewerkstelligen, denn jede Einheit hat eine Feldküche und jeder Soldat ein Kochgeschirr. Wasser, das man einige Minuten gekocht hat, ist mit Sicherheit keimfrei. Im übrigen verfügt die Wehrmacht auch über besondere Trinkwasserbereiter, die im Bedarfsfall in Betrieb gesetzt werden. Chemische Desinfektion des Wassers etwa mit Chlorina-Tabletten ist nicht sicher genug und macht bei genügend hoher Dosierung das Wasser ungenießbar. Man kann sie aber anwenden, wenn man das Wasser nur zum Waschen und Zähneputzen braucht, denn auch das ist schon mit schlechtem Wasser gefährlich. Viele Soldaten entsinnen sich sicher auch, daß gelegentlich das Baden in Seen oder Flüssen vom Truppenarzt verboten wurde, meist wegen der Gefahr von Wurmkrankheiten, aber oft auch wegen der genannten Seuchen.

Wie steht es aber nun in Städten mit Wasserleitungsnetz, das unter deutscher Kontrolle versorgt wird? Viele Landser werden es für übervorsichtig gehalten haben, wenn sie in einer solchen Stadt lagen und eines Tages ein Standortbefehl verlesen wurde, in dem das Trinken von unabgekochtem Wasser verboten wurde. Aber dieser Befehl hatte seinen guten Grund, denn es sind nicht immer Großanlagen vorhanden, um das Wasser gründlich genug zu reinigen. Stammt das Leitungswasser nun aus einem verseuchten Fluß oder See, so bleiben genügend Keime vorhanden, um die Menschen, die es trinken, zu infizieren. Da aus einem Leitungsnetz sehr viele Menschen gleichzeitig ihr Wasser entnehmen, kommt es dann ohne Warnung zum schlagartigen Auftreten einer großen Epidemie. Sehr lehrreich in dieser Beziehung war die letzte Choleraepidemie in Deutschland im Jahre 1892. Zunächst erkrankten damals einige Hamburger Hafenarbeiter, die sich an russischen Auswanderern infiziert hatten. Ausscheidungen dieser wenigen Kranken gelangten in die Elbe, und die Cholerakeime gingen mit dem Elbwasser in die Hamburger Wasserleitung. Plötzlich erfolgte eine explosionsartige Choleraepidemie in Hamburg, die an manchen Tagen tausend Menschen erfaßte, von denen die Hälfte starb. Die Stadt Altona, obgleich sie sich unmittelbar an Hamburg anschließt, blieb fast verschont, denn sie hatte eine besondere Wasserleitung.

Wir sehen also, das Verbot, unabgekochtes Wasser zu trinken, ist wohlbegründet, und wir wollen lieber einmal unseren Riesendurst ein wenig bezähmen, als das harmlos aussehende Wasser zu trinken, in dem so viele Gefahren lauern können.

Dr. Hm.

DAS MÄDCHEN Irene

VON ELSE LUZ

Werner war sich von Anfang an darüber klar, daß er es nicht wagen durfte, Irene zu küssen, und diese Erkenntnis war geeignet, ihm den ganzen Urlaub zu verderben. Von Rechts wegen gehörte Irene überhaupt nicht in sein Programm, sondern mußte als ausgesprochenes Waidmannspech gelten, da er sich gerade auf die Jagd begeben wollte, als sie ihm über den Weg lief.

Er hatte den Urlauberzug verlassen und sein Notizbuch zur Hand genommen, um Mädchenanschriften herauszusuchen. Käthe, Eva und Annette waren die hübschesten, mit denen er in Briefwechsel stand, ihre Photos vielversprechend. Er entschloß sich kurzerhand, alle drei aufzusuchen, da ging Irene an ihm vorüber, stutzte und blieb stehen. „Werner!" rief sie erstaunt. Er sah auf, rief: „Irene!" und steckte das Notizbuch ein. Sie gaben sich die Hände und sagten einander, wie gut sie aussähen. Dann gingen sie ein paar Schritte und blieben gleich ein paar Stunden beisammen, um das Allernotwendigste zu besprechen. Genau wie früher.

Damals war Werner noch zur Schule gegangen und Irene ebenfalls, und wenn sie sich im Sportverein trafen, hatte die Zeit auch niemals ausgereicht, das Allerwichtigste zu sagen, so daß sie den Nachhauseweg dazu hernehmen mußten. Auch jetzt brachte Werner Irene nach Hause, verabredete ein Treffen für morgen und stand noch ein wenig am Gartenzaun herum. Am liebsten hätte er sie geküßt, aber da schloß sich endgültig die Haustür hinter ihr, und er ging nachdenklich in die Stadt zurück. Nach Käthe, Eva und Annette hatte er an diesem Abend keine Sehnsucht mehr.

Dagegen war er am dritten Abend mit vollem Bewußtsein in Irene verliebt und zu schwerwiegenden Entschlüssen bereit, an deren Ausführung er einzig durch ihre Herbheit gehindert wurde. Er kannte sie ja. Schon vor Jahren hatte sie seinen Versuch, sie in den Arm zu nehmen, abgewiesen und in strengem Tone von Unfug gesprochen. „Na, verzeih' schon", hatte er entgegnet, „eigentlich wollte ich's ja gar nicht, es kam nur so . . ." Er war dabei ins Stottern geraten und innerlich auf sich und seine Verlegenheit wütend gewesen, zumal Irene die Entschuldigung mit eisigem Schweigen aufnahm.

Später hörte er, daß sein bester Freund in der gleichen Situation eine Ohrfeige von ihr bezogen hatte, und noch später wurde er Soldat und vergaß Irene. Er hatte es auch gar nicht nötig, an sie zu denken, denn er war ein hübscher Kerl, hochgewachsen und bei den Mädchen gern gesehen. Fast zu gern, wie es ihm manchmal schien. Wenn die Kameraden ihn beneideten, wehrte er ab „Na, laßt schon, Kinder. Im Grunde ist das alles nicht das Richtige. Billige Siege, viel zu billig. Wozu ist man schließlich ein Mann?"

Die Ernte 1943 wird geborgen. Auch die Arbeitsmaid hilft mit

Aufnahme: Retzlaff

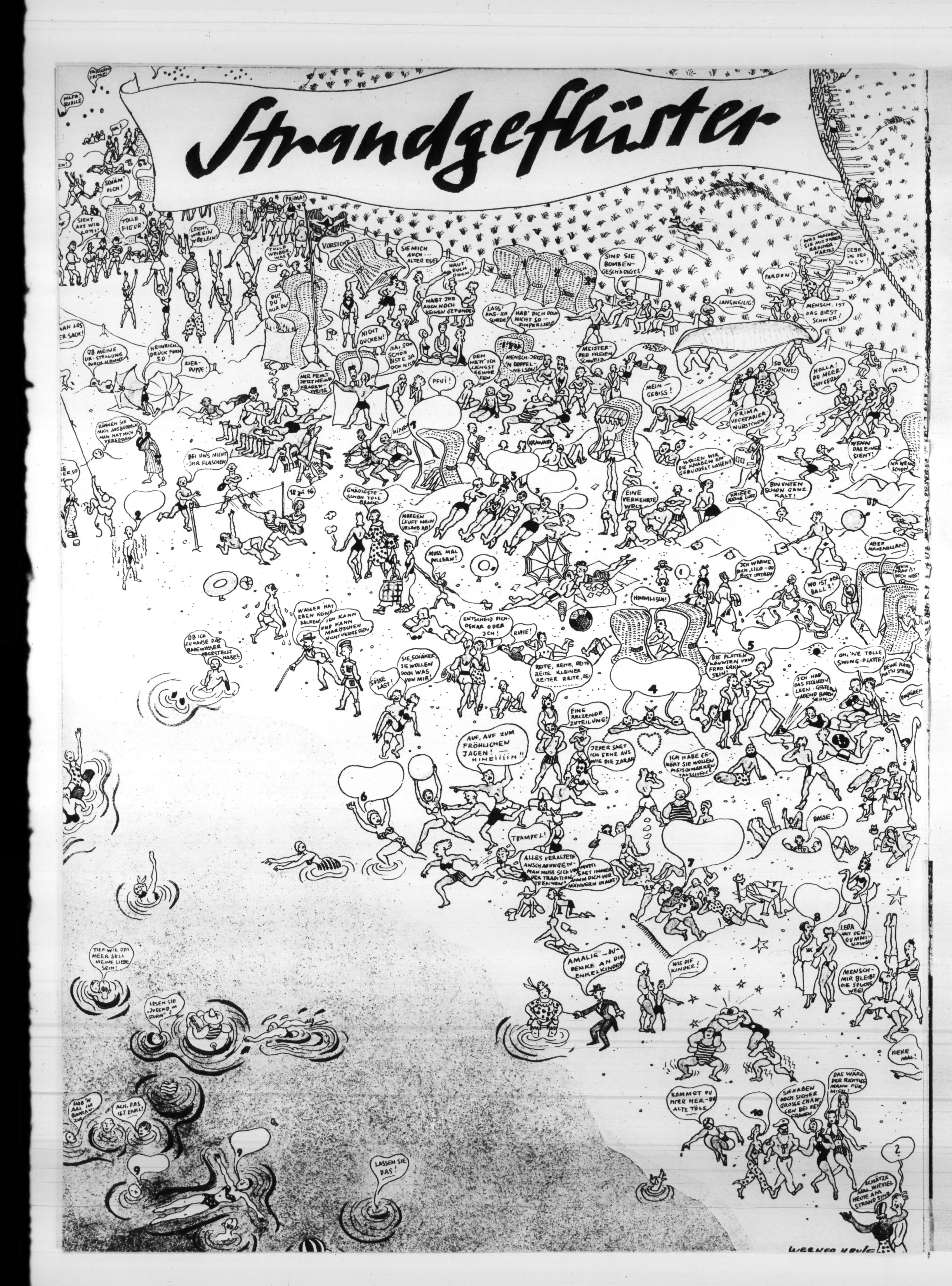
Nun ging der Held billiger Siege sittsam neben Irene her, sah sich insgeheim bereits als Ehemann und forschte in ihren Mienen nach einem Zeichen von Ermutigung. Sollte er vielleicht erst werben und dann küssen? Bildete sie sich das etwa ein? Oder ahnte sie einfach nichts? Ihr klares, schönes Gesicht verriet so wenig von ihren Gefühlen. Sie war herzlich zu ihm; aber eine Versucherin war sie nicht. Und gerade das hätte er sich diesmal gewünscht.

Am vorletzten Abend wollte Irene wie immer in der Haustür verschwinden, als Werner sie am Arm festhielt. Ohne ihr Zeit zu einer Frage zu lassen, küßte er sie auf den Mund, fühlte ihre Überraschung und ließ sie los, um das richtige Wort zu finden, ehe sie ihn abweisen konnte. Doch schon hob sie den Arm — — hob ihn und legte ihn mit sanfter Gebärde um seinen Nacken. Und dann küßte sie ihn wieder, wie er nie vermutet hatte, von Irene geküßt zu werden.

Geraume Zeit später sprach er das auch aus und beklagte sich darüber, daß sie ihn nicht eher ermutigt habe. „Ermutigt? Einen Mann wie dich?" fragte Irene und lächelte weich wie nie. „Aber Werner, dazu kenne ich dich doch viel zu gut. Im Grunde suchst du ja gar keine leichten Siege. Deshalb durfte ich dir auch nicht verraten, daß ich dich nie vergessen habe und eigentlich immer auf dich wartete. Und als ich erfuhr, daß du auf Urlaub kommen würdest, beschloß ich, mein Schicksal zu befragen und dir in den Weg zu laufen, ehe du dich mit andern Mädchen beschäftigen konntest. Ich weiß ja leider: du küssest aus Spielerei, ohne es zu wollen, nur, weil's gerade so kommt."

„Diesmal nicht, Irene, diesmal ist es mir ernst!"

„Wenn es dir wirklich ernst ist, brauchst du auch keine Ermutigung", sprach Irene erglühend und nestelte sich versucherisch an seine Brust. „Wozu bist du schließlich ein Mann — —?"


Strandgeflüster
FRÄULEIN FRITZE!
HILFE! QUALLE!
NA?
SCHÄM' DICH!
SIEHT AUS WIE LOTTI!
TOLLE FIGUR!
LEICHT, WIE EIN VÖGLEIN!
PRIMA!
TOLLE WEIBER, WAS?
VORSICHT!
SIE MICH AUCH ... ALTER ESEL
HAUT EUCH DOCH!
DU! DU! NUR DU!
HABT IHR AUCH NOCH KEINEN GEFUNDEN
LASS! DAS-ICH SCHREIE!
HAB' DICH DOCH NICHT SO ZINPERLIESE
SIND SIE BOMBEN-GESCHÄDIGT?
WAS MACHEN SIE MIT IHRER RAUCHERKARTE?
GEBE SIE DER NSV!
PARDON!
LANGWEILIG!
MENSCH, IST DAS BIEST SCHWER!
OB MEINE UK-STELLUNG DURCH KOMMT?
HEINRICH, DRÜCK NICH SO!
ZIER-PUPPE!
NICHT GUCKEN!
NA, SOO SCHÖN BISTE JA OCH NICH
DEN HÄTT' ICH LÄNGST GEWORFEN
MENSCH-JETZT 'N DOPPELNELSON!
MEISTER DER FREIEN SCHWEIZ
SO NICHT!
HOLLA! DU MEERJUNGFRAU
WO?
MIR FEHLT JETZT MEINE KRAGENWEITE
PFUI!
MEIN GEBISS!
PRIMA VEGETARIER-WÜRSTCHEN
KÖNNEN SIE MICH AUSBUDDELN MAN HAT MICH VERGESSEN
HIN!
KRAWATTE
WOLLEN WIR DIE KNABEN EINGEBUDDELT LASSEN?
WENN DAS EINER SIENT!
NA WENN SCHON
BEI UNS NICHT - IHR FLASCHEN
18 zu 16
EINE VERKEHRTE WELT
KRIEGE KEINE LUFT
BIN UNTEN SCHON GANZ KALT!
GNÄDIGSTE - SCHON TOLL BRAUN!
MORGEN LÄUFT MEIN URLAUB AB!
MUSS MAL PULLERN!
ABER MAXEMILIAN!
JCH WARNE DICH, LILO - DU BIST UNTREU
MEIN FRAU IST DOCH WEG!
WO IST DER BALL?
HIMMLISCH!
WASSER HAT EBEN KEINE BALKEN!
ICH KANN UND KANN MARUSCHEN NICHT VERGESSEN
OB ICH ZUHAUSE DAS BADEWASSER ABGESTELLT HABE?
ENTSCHEID DICH - OSKAR ODER JCH!
RUHE!
SIE, SCHÄKER, SIE WOLLEN DOCH WAS VON MIR!
SÜSSE LAST!
REITE, REITE, REITE REITE KLEINER REITER REITE, RE
DIE PLATTEN KÖNNTEN VOM FRED ERICH SEIN!
OH, 'NE TOLLE SWING-PLATTE!
DEINE PLATTE HAT'N SPRUNG
JCH HAB' DAS FRÄULEIN LEEN - GESTERN ABEND BADEN SEHN...
EMPÖREND
EINE REIZENDE ZUTEILUNG!
AUF, AUF ZUM FRÖHLICHEN JAGEN! HINEIIIIIN!!
JEDER SAGT ICH SEHE AUS WIE DIE ZARAH
ICH HABE GEHÖRT SIE WOLLEN FLEISCHMARKEN TAUSCHEN?
TRAMPEL!
ALLES VERALTETE ANSCHAUUNGEN - MAN MUSS SICH VON DER TRADITION TRENNEN!
MUTTI SAGT IMMER NIMM DICH VOR MÄNNERN IN ACHT!
PASSE!
LEDA MIT DEM GUMMISCHWAN
AMALIE - DU - DENKE AN DIE ENKELKINDER
WIE DIE KINDER!
MENSCH - MIR BLEIBT DIE SPUCKE WEG!
KIEKE MAL!
TIEF WIE DAS MEER SOLL MEINE LIEBE SEIN!
LESEN SIE „JUGEND IM STURM"?
HAB 'N AAL IM BADEANZUG
ACH, DAS IST EMIL!
LASSEN SIE DAS!
KOMMST DU HIER HER - DU ALTE TÖLE
SIE HABEN DOCH SICHER GROSSE CHANCEN BEI DEN FRAUEN
DAS WÄRE DER RICHTIGE MANN FÜR MICH!
SCHÄTZE MAL, WIEVIEL HEUTE AM STRAND SIND
WERNER KRUSE



Zu wenig Stühle

VON HANS FRANCK

Stein, der Befreier des deutschen Bauern, liebte, obwohl er allen Grund gehabt hätte, auf Herkunft, Namen und Werk stolz zu sein, nichts so sehr wie bescheidene Einfachheit. Infolgedessen begann er, falls die Notwendigkeit an ihn herantrat, sich vorzustellen, nicht etwa: „Karl, Reichsfreiherr vom und zum Stein"; noch gar fuhr er fort: „Minister des Akzise-, Zoll-, Fabrik- und Handelsdepartements im preußischen Generaldirektorium sowie Direktor der Seehandlung"; auch betonte er niemals: „Besitzer der ehemaligen Abtei Kappenberg." Sondern er sagte „Stein". Und unter dem Gewicht dieser einen Silbe knickten manchem hochwohlgeborenen, manchem vielvermögenden Herrn die Knie.

Wie er es hielt, wünschte Stein es auch von denen, die zu ihm kamen, insbesondere von Bittstellern und Untergebenen, gehalten: kurze Einführung — klares Begehren — knappe Begründung — Schluß. Handelte jemand nicht nach diesem ungeschriebenen Verkehrsgesetz innerhalb seines Amtes, so konnte er sicher sein, daß — gemäß der Stimmung des Herrn Ministers — entweder donnernder Zorn oder blitzender Spott über ihn hinging. Das letztere hat ein junger Adeliger, der das Haupt noch höher trug als die meisten seiner Standesgenossen, durch eine denkwürdige Handlung des Allgewaltigen erfahren müssen.

Kommt da eines Tages mit einem persönlichen Anliegen zu Stein in Berlin von den Gütern seiner Ahnen her ein grünes Gräflein: geschniegelt, gebügelt innen und außen. Weil er aber meint, daß man auf den ministerlichen Nachkommen eines zur Reichsritterschaft gehörigen Adelsgeschlechtes den besten Eindruck macht, wenn Alter und Umfang des eigenen erlauchten Geschlechtes gebührend hervorgehoben werden, so beginnt er, sich folgendermaßen vorzustellen: „Guillaume, Graf auf Walbot-Bassenheim, Besitzer von Annendorf, Derenburg, Lüdenhausen, auch Herr zu Rethmar, Sassenbach, Falkenthal — —"

Stein hört mit unerschütterlicher Ruhe zu.

Der gräfliche Bittbruder fährt fort: „Doktor der Rechts- und Staatswissenschaften, Bergassessor, designierter Direktor einer Domänenkammer."

Stein holt einen Stuhl. Den stellt er unmittelbar vor den eitlen Besucher, der zweifellos noch geraume Weile mit seiner Einführung fortfahren und nach Namen, Titeln, Ämtern auch seine vermeintlichen Verdienste um das allgemeine Wohl aufzählen wird.

Aber nein: Das Stuhlhinstellen verschlägt dem Grünling die Rede.

Stein sagt also überhöflich: „Setzen Sie sich erst einmal, lieber Herr Graf."

Der von Walbot-Bassenheim sieht mit zweifelnder Frage zu dem als Grobian verschrienen Minister hinüber.

Stein, nicht die winzigste Miene verziehend, wiederholt seine Einladung: „Nehmen Sie doch ohne Bedenken Platz, bester Herr Graf! Und zwar in Ihrem eigenen Interesse. Falls es nämlich nicht sogleich geschieht, dürfte es Ihnen kaum noch möglich sein. Denn ich fürchte: Für all die Herren, die Sie mir als Besucher schon genannt haben und sicherlich weiterhin noch nennen werden, finden sich nicht genug Stühle in meinem Amt."

Da setzte sich, nicht ganz freien Willens, der Hochwohlgeborene so schnell wie niemals zuvor auf seinen durchaus menschlichen Allerwertesten.

Und nachdem er zu neuem Ansatz Luft geschöpft hatte, brachte der junge Graf seine Bitte vor, wie der um Deutschlands Geschick hochverdiente Reichsfreiherr es liebte, welcher — wenn er sich vorstellte — „Stein" sagte, nichts als „Stein".

Wer findet den treffendsten Ausspruch?

Wie ihr seht, hat unser Zeichner auf der nebenstehenden Seite bei seinem „Strandgeflüster" mehrere „Sprechfahnen", von 1 bis 10 durchnumeriert, unbeschrieben gelassen. Wer hierfür die originellsten und witzigsten Aussprüche findet, sie auf einem Zettel notiert und sie uns einschickt, bekommt einen Buchpreis. Einsendungen an die Schriftleitung „UNSER HEER", Berlin SW 68, Schützenstraße 18-25

Aufnahme: Doris Haase-Paschke

Es geschah Anno dazumal

In dem kleinen Städtchen herrschte große Aufregung. Der Landesherr und seine durchlauchtigste Gemahlin waren zur Einweihung zweier Kunstwerke angesagt. Am Hauptplatz sollte ein Denkmal enthüllt werden, das die Landesherrin in Lebensgröße so zeigte, wie sie das Volk gerne sah, nämlich im Reitkostüm. Zur gleichen Zeit sollte im Stadtpark ein Undinenbrunnen enthüllt werden, der die Nixe Undine in göttlicher Unbekleidetheit darstellte. Beide Kunstwerke waren das Geschenk eines reichen Bürgers an die Stadtgemeinde.

Endlich kam der Festtag. Böllerschüsse leiteten ihn frühmorgens ein, und mittags kamen der Fürst und die Fürstin mit ihrem Hofstaat an. Der Bürgermeister begrüßte die hohen Herrschaften am Bahnhof und geleitete sie in die Stadt.

Der Fürst ging die Reihe der Ehrenjungfrauen ab:

„Sagen Sie, Herr Bürgermeister, wie kommt das?" erkundigte er sich leutselig. „Mein Obersthofmeister hat mir gestern berichtet, daß mich zwölf Ehrenjungfrauen erwarten werden, und ich sehe jetzt nur zehn!"

Der Bürgermeister wurde verlegen: „Gestatten, Hoheit, daß ich mir erlaube zu berichten: Gestern waren es noch zwölf Jungfrauen, aber heute sind's nur noch zehn!"

Hoheit war erstaunt: „Wie ist denn das möglich?"

Der Bürgermeister flüsterte devot: „Wir haben seit gestern Einquartierung ..."

„Verstehe schon!" lächelte der Fürst. Dann gab er das Zeichen zur Denkmalenthüllung seiner erlauchten Gemahlin.

Die Hülle fiel. Betroffen sah alles auf das Standbild. Die Männer, die mit dem Setzen der Denkmäler beauftragt gewesen waren, hatten nämlich die beiden Figuren verwechselt. Eine Frauenfigur in vollständiger Nacktheit stand auf dem Postament, aus welchem mit goldenen Buchstaben die Inschrift zu lesen stand:

„Unsere geliebte Landesmutter, wie wir sie am liebsten sehen. Die dankbaren Bürger."

Im Stadtpark aber stand mitten im Teich die Figur der Fürstin im Jagdkostüm und drunter die Inschrift:

„Ach, Nixelein, in stiller Ruh
Laß sprudeln, gern schau'n wir dir zu!"

Robert Weber v. Webenau.

Verlagsleiter: Maximilian Künzner, Berlin-Zehlendorf, Hauptschriftleiter: Heinz Mentzel (im Felde), Stellvertreter: Fred-Erich Uetrecht, Berlin. Verlag: „Die Wehrmacht" K.-G., Berlin SW 68, Schützenstraße 18-25, Fernruf: 17 47 21, Postscheckkonto Berlin Nr. 382 / Alleinauslieferung, Anzeigenverwaltung und Druck: Berliner Verlagsanstalt GmbH., Berlin SW 68, Schützenstraße 18-25 / Anzeigen-Preisliste Nr. 1 vom 1. 12. 1941 / Verantwortlich für Anzeigen: Dr. Horst Harff (im Felde), i. V. Hans Putz, Neuenhagen bei Berlin



P. SCHEUERLE: „NAJADE“

H. ZETTLITZER: „BESTIMMUNG“



Kunst IM SCHUTZE DER WAFFEN

PLASTIKEN AUS DER GROSSEN DEUTSCHEN KUNSTAUSSTELLUNG MÜNCHEN 1943



R. ULLMANN: „DIE MORGENRÖTE“

D. FASSNER: „DER MORGEN“

